

Urbanes Deutsch und seine Rezeption

STEFANIE JANNEDY /// ZENTRUM FÜR ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT

*Denn so wundervoll ist in der Sprache
die Individualisierung¹ innerhalb der allgemeinen Übereinstimmung ...*

WILHELM VON HUMBOLDT /// BERLIN, 1836:47

Dieses Zitat wurde als Thema für die 32. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft (DGfS) im Februar 2010 gewählt, die anlässlich des 200-jährigen Bestehens der Humboldt-Universität zu Berlin gemeinsam von der HU und vom ZAS organisiert wurde. Humboldt selbst bezog diese Äußerung auf die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus generell, sie lässt sich aber auch trefflich auf innersprachliche Unterschiede übertragen, die lange Zeit insbesondere in der Dialektologie bearbeitet wurden. Dieser Reflexionsartikel soll dem Anspruch gerecht werden, einen kleinen Teil der laborphonologischen Forschung am ZAS in einem größeren Kontext darzustellen und ihre gesellschaftspolitische Relevanz hervorzuheben. Forschungsprojekte betreffen meist nur kleinere zusammenhängende Fragestellungen, die sich längerfristig in stimmige und erkennbare Gesamtzusammenhänge einordnen lassen. Beschrieben werden soll in diesem Text der Zusammenhang von sprachlicher Variation und die nicht immer intuitiven bewussten und unbewussten Einstellungen von Hörern dazu sowie deren mögliche Auswirkungen auf das lautliche Gesamtsystem.

Die Dialektologie, die sich mit der Wortwahl, Grammatik und Aussprache regionaler Sprachvarietäten beschäftigt, hat in Deutschland eine lange Tradition. Die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm begannen ihre Arbeiten am 1. Band des Deutschen Wörterbuches bereits um 1838, fertiggestellt wurde der 32. und letzte Band allerdings erst 1961 (Grimm & Grimm 1838–1961). Dieses Werk enthält auch Schimpf- und andere weniger gesellschaftsfähige Wörter, die eine adäquate Sprachstandsbeschreibung der Wortbedeutungen und Stilebenen zur Zeit der Vielstaaterei in Deutschland dokumentieren. Grammatische Aspekte des Sprachgebrauchs bleiben aber weitgehend unbeschrieben. Ab 1876 hat Georg Wenker (Schmidt & Herrgen 2001 ff.) sich zur Aufgabe gemacht, dialektale Verschiedenheiten im Sprachgebrauch zu beschreiben, indem er Fragebogenerhebungen im gesamten Deutschen Reich durchführte. Er bat Lehrer in unterschiedlichen ländlichen Gebieten, eine Liste standardsprach-

¹ Diese Schreibung entspricht der Originalquelle.



ABB 1 Graffiti gemalt in einem Jugendzentrum in Kreuzberg 36. Das »x« steht für »Kreuz« in Kreuzberg und ist im Englischen ein häufig genutztes Synonym für »cross« wie in »xing/crossing« (Kreuzung).

licher deutscher Sätze in den jeweiligen lokalen Dialekt zu übersetzen. Aus heutiger Sicht wird diese Methode nicht ganz ihren Aufgaben gerecht, denn viele Dialekte werden zwar gesprochen, nicht aber geschrieben. Dennoch bietet der Deutsche Sprachatlas (der heute auch in digitaler Form vorliegt) eine relativ aktuelle und umfassende kartographische Aufarbeitung der Dialektregionen im deutschsprachigen Raum.

Dass Dialekte nicht wertfrei betrachtet werden, sondern dass Menschen Einstellungen dazu haben, zeigen die Ergebnisse einer Befragung des Instituts für Demoskopie (IfD, 2008) in Allensbach (im Auftrag des Deutschen Sprachrats und der Gesellschaft für Deutsche Sprache). Dieses veröffentlichte 2008 eine Studie, in der 1820 Personen (eine repräsentative

Stichprobe der gesamtdeutschen Bevölkerung) befragt wurden, welche Dialekte sie am liebsten hören. Die eindeutigen Gewinner waren das Bairische (35%), das Norddeutsche/Platt (29%) und auf Platz drei das Berlinerische (22%). Auf die Frage, welche Dialekte gar nicht gerne gehört würden, antwortete die Mehrheit der Befragten mit Sächsisch (55%), Bairisch und Berlinerisch (jeweils 21%) und Schwäbisch (17%). Wie diese anscheinende Diskrepanz, dass Bairisch sehr gerne, aber auch sehr ungerne gehört wird, zu erklären ist, sagt das Allensbacher Institut nicht. Es wird lediglich festgestellt, dass »manche Dialekte [...] – oft weiter über regionale Grenzen hinaus – geliebt« werden oder eben auch nicht, d.h., sie polarisieren, obwohl diese Bewertungen aus linguistischer Sicht nicht nachzuvollziehen sind. Bis zum 7-jährigen Krieg 1756 galt das Sächsische als vorbildliches Deutsch, auch Luther legte seiner Bibelübersetzung das Sächsische zugrunde (Hakerni 2001). Der fortschreitende Prestigeverfall im 20. und 21. Jahrhundert ist aus sprachwissenschaftlicher Perspektive nicht zu erklären. Soziologische Gründe allerdings bieten einen Erklärungsansatz.

Die Perzeptuelle Dialektologie beschäftigt sich mit den Einstellungen von Menschen zu Dialekten. Begründet wurde die *Perceptual Dialectology* von Dennis Preston, einem US-amerikanischen Linguisten, der der Frage nachgeht, welche laienlinguistischen Konzepte mit laienlinguistischem Alltagswissen in einen Zusammenhang gebracht werden, um zu Einschätzungen zu kommen, wo und von wem oder welchen Gruppen gut oder schlecht gesprochen wird bzw. was angenehm oder unangenehm klingt. So hat er schematische Landkarten der USA an seine Probanden verteilt und diese gebeten, darauf zu markieren, wo in den USA welche Dialekte gesprochen werden bzw. welche Einstellungen die Probanden zu unterschiedlichen Regionen und diesen regionalen Varietäten haben. In seinem Artikel *Language with an Attitude* zitiert er den Sozialpsychologen John R. Edwards: »People's reactions to language varieties reveal much of their perception of the speakers of these varieties« (1982:20). Auf Deutsch bedeutet dies etwa, dass die Einstellungen der Menschen gegenüber sprachlichen Varietäten viel über die Einstellungen aussagen, die Menschen gegenüber den Sprechern dieser Varietäten haben. Es wird eine Bewertung der Sprecher vorgenommen, nicht der Sprache.

(Die Mär vom) Sprachverfall

*Die Gewalt einer Sprache ist nicht,
daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt.*

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE /// MAXIMEN UND REFLEXIONEN XI:742

*Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.*

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE /// ZAHME XENIEN

Der populäre Mythos vom Sprachverfall beruht auf mindestens drei Fehlannahmen: Erstens setzt er voraus, dass das Deutsche zu irgendeiner Zeit einen Optimalzustand gehabt hätte, von dem es sich nun entferne, und zweitens geht er davon aus, dass das Deutsche eine homogene Einheit sei, für die bestimmte Regeln und Normen gelten. Drittens trage der Zustrom »ausländischer« Wörter zum Sterben der einheimischen Wörter bei und – so argumentiert der Verein Deutsche Sprache (VDS) unter seiner Zweckbestimmung – »verdrängt die deutsche Sprache aus immer mehr Bereichen des modernen Lebens« (VDS, 2012).

Schon seit mindestens 300 Jahren wissen wir von Bestrebungen, die deutsche Sprache vor fremden Einflüssen zu schützen. So machte es sich die Fruchtbringende Gesellschaft im 17. Jahrhundert zum Ziel, deutsche Begriffe zu schaffen, die lateinische oder griechische Ausdrücke ersetzen sollten. In vielen Fällen ist es gelungen, Synonyme zu finden (*Verfasser* statt *Autor* oder *Mehrzahl* statt *Plural*), in anderen Fällen wiederum sind die Vorschläge weniger gut in den Sprachschatz integriert worden (*Dörrleiche* statt *Mumie*). Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bzw. zu Beginn des 20. Jahrhunderts begann der Allgemeine Deutsche Sprachverein mit der Schöpfung neuer Wörter, um das französischstämmige Vokabular wieder aus der deutschen Sprache zu verdrängen (*Fahrschein* statt *Billet*; *Landstraße* statt *Chaussee*; *Kraftwagen* statt *Automobil*). Nicht durchsetzen konnten sich *Nahrohr* für *Mikroskop* oder *Kraftwagenschuppen* für *Garage*.

Heute arbeitet der VDS laut seiner Satzung daran, »insbesondere der fortschreitenden Anglisierung des Deutschen« entgegenzuwirken. Aus professioneller sprachwissenschaftlicher Sicht ist die Entlehnung von Wörtern aus anderen Sprachen ein ganz normaler, schon seit Ewigkeiten währender Prozess, den die empfangende Sprache sehr gut verkraftet, indem sie sich Wörter oder Strukturen zu eigen macht und in das grammatische System integriert.

Interessant ist vielleicht, dass so englisch anmutende Wörter wie *Handy*, *Beamer* und *Oldtimer* rein deutsche Erfindungen sind. An dieser Stelle sei auch anzumerken, dass der Deutsche Sprachrat gemeinsam mit dem Goethe-Institut zwei Bücher mit den Titeln *Ausgewanderte Wörter* und *Eingewanderte Wörter* (Limbach 2007, 2008) herausgegeben hat, wobei letztere Zusammenstellung auf einen Wettbewerb zur Sammlung von Wörtern mit Migrationshintergrund zurückgeht. In ersterem sind über 6000 Belege deutscher Vokabeln vermerkt, die es in alle Welt geschafft haben. Wörter kennen keine Grenzen. Sprachen haben (durch die Sprecher der Sprachen) folglich schon immer Einfluss aufeinander genommen, indem sie Wörter »tauschten«, ohne dass es ihre Existenz infrage gestellt hätte.

Es ist in der Sprachwissenschaft unbestritten, dass diachrone (sich über längere Zeiträume entfaltende) und auch synchrone (gleichzeitige) Variation gleichermaßen unaufhaltsam sind und insbesondere zur gesprochenen Sprache gehören wie Wörter und Laute. Spätestens jedoch seit dem ersten Band des 2004 erschienenen populären Buches *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* ist Bastian Sick der deutschen Nation als humoristischer grammatischer Zeigefinger bekannt. Die Medien und das sprachinteressierte Publikum nehmen Sick und seine Kollegen (Wolf Schneider, Eike Christian Hirsch oder den VDS) inzwischen als Autoritäten wahr, die den interessierten Sprachnutzern ihre eigenen Unzulänglichkeiten vor Augen führen. Sprachstandswahrer und Sprachpuristen versuchen, den aktuellen Entwicklungsstand der Sprache einzufrieren, zu konservieren, und den Sprechern zu suggerieren, es gäbe eine einzige sprachliche Norm, an die es sich zu halten gelte und die richtig sei. Aus professioneller sprachwissenschaftlicher Sicht hat die oberflächliche und besserwisserische Sprachkritik sehr oft nur wenig Bestand (siehe z.B. Meinunger 2008). Linguisten der unterschiedlichsten Couleur nehmen Sick und Kollegen im positivsten Fall als konservative Puristen und selbsternannte Sprachpfleger wahr, im schlimmsten Fall als Nörgler und vermeintliche Besserwisser.

Als Sprachwissenschaftler könnte man sogar sagen, dass einige der »Fehler« von heute zum Standard von morgen werden könnten. Dies ist leicht zu belegen, wenn wir nur an die inzwischen zumindest umgangssprachlich akzeptierte Entwicklung von *wegen* mit Genitiv zu *wegen* mit Dativobjekt (*wegen dem Mann* anstelle von *wegen des Mannes*) denken, der vor noch ca. 60 Jahren nicht denkbar gewesen wäre. Sprachpuristen, für die die Dativrealisierung auch in gesprochener Sprache noch kritikwürdig erscheint, obwohl sie inzwischen in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen ist, zeigen ein ideologisches Verhaftetsein mit dem schriftsprachlichen »Standard«, wobei jegliche sprachliche Variation konsequenterweise als Fehler interpretiert werden muss. Dabei bleibt festzuhalten, dass sprachwissenschaftlich

gesehen das sogenannte »Standarddeutsch« eben nur eine der vielen Varietäten des Deutschen ist, der aber viel gesellschaftliches bzw. soziales Prestige zukommt. Grammatisch betrachtet ist *wegen des Mannes* nicht besser als *wegen dem Mann*. Hinter der Angst vor dem Sprachverfall stehen oft kollektive Ängste vor Veränderung, die mit der Sprache an sich nur wenig zu tun haben. Aus linguistischer Sicht wäre es ohnehin richtiger, nicht von Sprachverfall, sondern von Sprachwandel zu sprechen, dem nur die toten Sprachen nicht mehr unterliegen. Somit ließe sich sogar argumentieren, dass die sprachliche Kreativität und Variabilität im Deutschen darauf schließen lässt, dass das Deutsche eine sehr vitale und lebendige Sprache ist.

Laut der Allensbachstudie geben 24% der Westdeutschen und 33% der Ostdeutschen an, immer Dialekt zu sprechen. Alle anderen Befragten scheinen somit von sich zu glauben, dass sie sich in Standarddeutsch ausdrücken, wobei hier zu bemerken ist, dass es lokale Standardvarietäten gibt. Grundsätzlich ist die Definition des Begriffes »Standard« allerdings etwas problematisch, da es zwar den Duden, aber ansonsten keine offiziellen bzw. gesetzlichen Festlegungen und Reglementierungen zur Aussprache und Grammatik gibt, durch die sich Standarddeutsch auszeichnet. Es ist aber festzuhalten, dass es gesellschaftlich einen symbolischen Gebrauch der Standardvarietät als Transportmittel für Bildung und Werte der sozialen und politischen Mitte gibt, die Auffälligkeiten in Bezug auf die phonetische Distanz zur Standardvariante oder strukturelle Oppositionen zu vermeiden sucht. Die Fähigkeit, sich in einer Gesellschaft so verständlich zu machen, zählt zum »symbolischen linguistischen Kapital« (nach Bourdieu 1986), das Sprecher haben oder erwerben können, wenn sie sich sprachlichen Normen anpassen und diese vertreten können.

Die Nicht-Verfügbarkeit eines sprachlichen Repertoires bzw. die Unfähigkeit, sprachlich zwischen formelleren und informelleren Situationen zu wechseln (Registerwechsel), ist in jedem Fall problematisch und gesellschaftlich hinderlich. Glücklicherweise trifft dies – wenn überhaupt – nur auf eine Minderheit der mit mehreren Sprachen aufwachsenden Kinder und Jugendlichen in Deutschland zu. Viele Jugendliche können sich sehr wohl in sprachlich differenzierten Registern ausdrücken, je nach Anforderung der Gesprächssituation, allerdings gibt es auch ethnisch deutsche einsprachige Kinder und Jugendliche, die diese Fähigkeit weniger ausgeprägt besitzen.

Das in den Medien besprochene Problem der »doppelten Halbsprachigkeit«² (siehe auch Wiese 2012) ist indirekt eine Kritik an Teilen der Bevölkerung mit Migrationshintergrund,

2 Siehe auch Pressemitteilung zu *Doppelte Halbsprachigkeit*

www.zas.gwz-berlin.de/fileadmin/material/presse/pressemitteilung_doppelte-halbsprachigkeit_dez2010

nicht an zwei- oder mehrsprachiger Erziehung per se. Der Vorwurf, Kinder könnten keine der beiden Zielsprachen richtig sprechen, basiert eher auf einer negativen sozialen Einschätzung ihres Elternhauses und des dortigen Sprachgebrauchs, weniger auf grammatischen Fakten. Dies führt dazu, dass sich diese Jugendlichen weder hier in Deutschland noch in der Heimat der Eltern zu Hause fühlen und es ihnen schwer gemacht wird, sich mit Land, Kultur und Sprache zu identifizieren. Eine junge, in Deutschland geborene Türkin hat in einem Interview für die ZAS-Spontansprache-Datenbank die Frage nach ihrer sprachlichen und kulturellen Identität folgendermaßen beantwortet:

»[...] ich persönlich bin nicht äh deutsche Staatsbürgerin und ich fühle mich selber ein bisschen ähm als Deutsche und nicht also – okay auch als Türke. Aber in der Türkei sagt jeder ›Deutsche‹ zu mir, und hier sagt jeder ›Ausländer‹ zu mir und ich finds irgendwie nicht so okay.«

Was politisch geleistet werden sollte, ist, diesen in Deutschland geborenen und aufgewachsenen Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft hier eine Heimat zu geben, mit der sie sich identifizieren können, in der sie akzeptiert werden und deren Sprache sie in dem Maße beherrschen, dass sie die normativen bzw. mit dem Duden konformen Erwartungen der Gesellschaft erfüllen können. Dies gilt dann aber auch gleichermaßen für Dialektsprecher. Es ist unsere Aufgabe, diese Menschen mit dem sprachlichen Kapital zu fördern, mit dem sie in der Arbeitswelt bestehen und auch ihren Beitrag zu unserem sozialen System leisten können, aber auch die Öffentlichkeit zu sensibilisieren, welche Folgen sprachliche Ausgrenzung hat.

Dass es einen einzigen objektiven Optimalzustand von Sprache nicht gibt bzw. geben kann, sollte keiner weiteren Erläuterung bedürfen (Spitzmüller 2004). Dennoch wird häufig auf Deutschlands Dichter und Denker verwiesen, wenn es um ein Referenzmodell und die »optimale« sprachliche Ausdrucksfähigkeit geht. Aber selbst der junge Goethe ist nach der Veröffentlichung seines frühen Werks *Die Leiden des jungen Werther* wegen seines Stammeldeutsch in die zeitgenössische Kritik geraten. Der Literaturkritiker und Goethekenner Erich Trunz (1996:556) bemerkt hierzu: »[...] da sind burschikose Wendungen [...] und volkstümliche Wörter [...], wie die Jugend um 1772 sie im Gegensatz zu der älteren Generation liebte [...]. Werther schreibt abgerissene Sätze, stammelnde, sich nicht genugtunkönnende Wiederholungen und er bringt freie Wortstellungen, die das Wesentliche herausreißen [...], die nach der Schulgrammatik der Zeit unrichtig sind.« Dass Goethe sich unterschiedlicher Sprachstile bedienen konnte, sollte hinlänglich bekannt (gewesen) sein, Goethes *Werther* sollte die Jugend ansprechen, indem er sich in ihrer (seiner) Sprache ausdrückte.

Urbanes Deutsch

*Ich habe überhaupt keine Hoffnung mehr in die Zukunft unseres Landes,
wenn einmal unsere Jugend die Männer von morgen stellt.
Unsere Jugend ist unerträglich, unverantwortlich und entsetzlich anzusehen.*
ARISTOTELES (CA. 300 V. CHR.)

Schon seit Menschengedenken gibt es Generationenkonflikte bezüglich der Bereitschaft nachfolgender Generationen, sich den Regeln »herrschender Klassen« bzw. älterer Generationen mit Zugang zu gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Kapital unterzuordnen. Schuldige für den Verfall kultureller Werte und der Sprache sind schnell ausgemacht: die (männliche) Jugend. Um jedoch eine eigene Identität zu entwickeln, scheint es normal, sich abgrenzen zu wollen, und dabei spielt Sprache eine wichtige Rolle. Unsachliche Kommentare zu Zeitungsartikeln und Publikationen zum Deutsch der Jugendlichen in urbanen Zentren wie Berlin sowie verbale persönliche Angriffe auf die Verfasser (Wiese, persönliche Kommunikation) zeugen zum Teil von heftigen Reaktionen der Leser, die hier nicht wiederholt werden sollen. Auf der anderen Seite gibt es Comedians wie Bülent Ceylan, Fatih Çevikkollu oder Murat Topal, die Hallen füllen und mit der Sprache und dem Image türkischer urbaner multiethnischer Jugendlicher spielen (vgl. auch Auer 2003:224).

Im Hinblick auf die inzwischen gängige mediale Meinungsmache und bei einer gemeinsamen Betrachtung der Sprachverfalldebatte und negativen Einstellungen den Sprechern gegenüber, lässt sich feststellen, dass es ein Leichtes ist, eine Gruppe zu finden, die man für den gegenwärtigen »Niedergang der deutschen Sprache« verantwortlich machen kann: die Jugend, und in diesem speziellen Fall, die mit türkischen Wurzeln. Dieses Thema lässt sich optimal medial aufarbeiten und verwerten, hier sei nur ein Beispiel aufgegriffen, um dies zu illustrieren. Der *Berliner Kurier* berichtete am 21.10.2010 unter der Rubrik »Experte«:

»Beim Türksprech ist ein ›-ch‹ nie ein stimmloses ›-ch‹. Es wird zum ›-sch‹ [...] Aus dem Wort ›ich‹ wird also das Wort ›isch‹. In der Fachsprache reden wir von einer Koronalisierung des ich-Lauts; er wird vom stimmlosen palatalen Frikativ zum postalveolaren Frikativ. [...] Heißt zusammengefasst: das ›-ch‹ stirbt aus – im Türksprech.«

Initiiert durch das 1961 unterzeichnete deutsch-türkische Anwerbeabkommen und die dadurch einsetzende Migration in den 60er Jahren hat ein weitgehend ungesteuerter Zweitspracherwerb in der türkischstämmigen Bevölkerung stattgefunden. Inzwischen leben viele

deutsche Türken der zweiten und dritten Generation in Deutschland, die zum Teil sehr gut und zum Teil weniger gut sozial, kulturell und sprachlich integriert sind. Viele der älteren Generation sprechen das sogenannte Gastarbeiterdeutsch, das sich z. B. durch das Auslassen von Artikeln, Präpositionen, Hilfsverben oder Kopulaverben auszeichnet (*Dein Auto nix gut; wir fahren Türkei*). Zumindest hier in Berlin, in Bezirken wie Neukölln, Wedding oder Kreuzberg sprechen viele Jugendliche das heute sogenannte *Kiezdeutsch* (Jannedy, Weirich & Brunner 2011; Wiese 2012). Der Name für diese Varietät ist schon der wertneutralste verständlichste Begriff, dennoch sollte er eigentlich »Nachbarschaftsdeutsch« ([neighbor-]hood German) heißen, denn in Städten wie München oder Köln weiß man mit dem Begriff Kiez überhaupt nichts anzufangen. Türksprech, Türkendeutsch und Kanaksprak oder eben der neutralere Begriff Kiezdeutsch bezeichnen einen Ethnolekt, entstanden auf der Basis von Deutsch und fremdsprachlichen Einflüssen. Es wäre aber falsch zu glauben, dass nur Türken oder Araber bzw. Ausländer generell Kiezdeutsch sprechen, es wird ebenso von einsprachig aufgewachsenen ethnisch deutschen Sprechern gesprochen, die oft problemlos von einer Varietät in die andere wechseln können. Kiezdeutsch ist viel mehr als ein Nicht-Richtig-Sprechen-Können oder Nicht-Richtig-Sprechen-Wollen des Deutschen – es ist ein Multiethnolekt, der vorrangig von Jugendlichen gesprochen, genutzt und kreativ gestaltet wird. Dies ist kein Alleinstellungsmerkmal urbaner Regionen Deutschlands. Multiethnolektale Jugendsprachen finden sich auch in anderen urbanen Gebieten westeuropäischer Immigrationsländer (*Multicultural London English*, England; *Straattaal*, Niederlande; *Rinkeby-Svenska*, Schweden; *Verlan*, Frankreich; *Kobenhavnsk Multiethnolekt*, Dänemark; oder *Ethnolektales Schweizerdeutsch*, Schweiz).

Das Kiezdeutsch zeichnet sich u. a. durch das Weglassen von Artikeln und Präpositionen oder die Voranstellung von Zeitangaben aus wie z. B. in *Jetzt ich geh Kino* anstelle von *ich gehe jetzt ins Kino*, aber auch durch die häufige Nutzung von *so* als Markierung sprachlicher Unschärfe (Jannedy 2010): *die war so blond*, *so* oft synonym gebraucht zu *irgendwie in die war irgendwie blond*. Diese Abweichungen vom sogenannten Standarddeutsch werden von der breiten Öffentlichkeit häufig als Fehler interpretiert, obwohl es ähnliche Verwendungen auch im umgangssprachlichen Deutsch gibt, wie in *Ich steig Alexanderplatz aus*. Auch gibt es einige phonetische Eigenarten, von denen aber die Aussprache des orthographischen <ch> nach <i> (wie in *ich*) als *sch* besonders auffällig ist.

Das ist es auch, was die 2010 im Berliner Kurier erschienene Glosse beklagt, wenn sie schreibt, das *ch* in *ich* stürbe aus und würde im Kiezdeutsch zu *isch*. Aus professioneller linguistischer Sicht ist zu sagen, dass es weltweit nur etwa 16 Sprachen gibt (Mielke 2007), die



ABB 2. Graffiti-gemälde in einem Jugendzentrum in Kreuzberg 36

den *ch*-Laut in ihrem Phoneminventar (SIEHE S. 88) haben, er ist also grundsätzlich sehr selten. Darüber hinaus haben die Dialekte im gesamten Mitteldeutschen Raum den *ch*-Laut durch das *sch* ersetzt, so dass diese Alternation bzw. dieser Wandel grundsätzlich für unsere Sprache nicht ungewöhnlich ist. Wir werden auf diese häufig vorkommende Substitution bei der Beschreibung der derzeit laufenden Versuchsreihe am ZAS noch zurückkommen. Bei der Erstellung der ZAS Spontansprache-Interviewdatenbank waren die Jugendlichen aus Wedding und Kreuzberg sehr kooperativ und hilfreich und standen der Arbeit und allen Fragen offen gegenüber. Um Sprachaufnahmen von guter aufnahmetechnischer Qualität zu erhalten, die notwendig ist, um daraus akustische Parameter zu extrahieren, haben wir die Sprecher in unserem schallgeschützten Labor am ZAS aufgenommen, nachdem wir sie zuvor in Kreuzberg durch Kontakte in einem Jugendzentrum kennengelernt hatten. Wie stark verwurzelt die Identität vieler Jugendlicher dort mit ihrem Bezirk ist, ist auch durch ihre Selbstdarstellung ersichtlich ABB 1, 2.

Kreuzberg war in den 70er Jahren einer der ärmsten Bezirke West-Berlins und geprägt durch hohe Arbeitslosigkeit, geringes Einkommen und eine hohe Quote an Immigranten vornehmlich aus der Türkei. 2009 hatte Kreuzberg einen Ausländeranteil von ca. 21% und der seit 2001 zusammengelegte Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg hatte im Vergleich aller Bezirke Berlins auch 2010 noch das geringste Haushaltsnettoeinkommen. Durch den Einfluss der nahebei stationierten US-Armee kam es insbesondere bei den Jugendlichen zu einer Orientierung in Richtung US-amerikanischer Hip-Hop-Kultur. Zwar besitzt Berlin



ABB 3 Wer seid ihr? Identitätsstiftende Handzeichen in Kreuzberg 36 als Antwort

gar keine derartige Skyline [ABB 1, 2](#), dennoch ist das eigene Bild geprägt von Elementen wie eben dieser urbanen Silhouette, Modestilen wie der schief aufgesetzten Baseball-Kappe oder dem Kapuzenpullover [ABB 1](#), sowie von Graffiti und der Sprayerdose und dem Mikrophon, das vielleicht sogar den Ursprung der 36 Boys (Thirtysix Boys) als *Hip-Hop-* oder *Gangsta-Rap-Gruppe* symbolisiert [ABB 2](#). Die verklärte Erinnerung an die bis ca. Mitte der 90er Jahre aktive (auch teilweise kriminelle) Jugendbande hat sich bis heute weitergetragen. Fast überall im Bereich um das Kottbusser Tor findet man die immer wiederkehrende Referenz auf »Kreuzberg 36« bzw. die »36 Boys« oder wenigstens auf die Zahl 36. Sie ist eine Huldigung des ehemaligen Postzustellbezirks Südost-Berlin 36 (SO36), einem kleinen Teil des heutigen Bezirks Friedrichshain-Kreuzberg, mit dem sich seine Anwohner stark identifizieren. Bei Kleidung der Marke *Alpha Industries* liest sich das Label wie eine 36, wenn man es um 180 Grad dreht. Es gibt auch ein Handzeichen, mit dem sich die 36 darstellen lässt, indem man den Mittelfinger, Ringfinger und kleinen Finger ausstreckt und den Zeigefinger einrollt und an die Wurzel des Daumens legt. Bei einem Konzert zum 1. Mai 2008 wurden die Zuhörer vom Sänger einer Band gefragt »Wer seid ihr?« und geantwortet wurde von den jugendlichen Zuhörern mit Handzeichen: 36 [ABB 3](#).

Der Ausdruck jugendlicher urbaner multiethnischer Identität manifestiert sich nicht nur durch äußere Merkmale wie den Kleidungsstil, die Präferenz für bestimmte Modemarken, den Musikgeschmack, einen Körperkult wie z.B. einen trainierten Oberkörper oder den Haarschnitt, sondern auch durch den Sprach- und Sprechstil. Sicherlich könnten viele dieser Jugendlichen von gezielter Sprachförderung noch profitieren, doch in der öffentlichen Wahrnehmung ist vorrangig, dass sie sprachliche Defizite haben und »Fehler« in Referenz zum Standard machen. Das Desiderat bleibt bestehen, allen Kindern und Jugendlichen eine möglichst umfassende Kompetenz in der Standardsprache zu vermitteln, allein schon, weil spätestens der Arbeitsmarkt sie daran misst. Dennoch ist aus linguistischer Sicht festzuhalten, dass Kiezdeutsch eine gleichrangige Varietät des Deutschen ist, wie auch Mundarten, mit eigenen Wörtern, lautlichen Alternationen und anderen grammatischen Regelmäßigkeiten. Kiezdeutsch unterscheidet sich aus sprachwissenschaftlicher Sicht in seiner Wertigkeit nicht von anderen Varietäten des Deutschen.

Differenzierte Wahrnehmung

*Ich hör es gern, wenn auch die Jugend plappert;
Das Neue klingt, das Alte klappert.*

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE /// ZAHME XENIEN

Bei einer Gesamtbetrachtung der oben angesprochenen und in manchem Detail ausgeführten Faktoren ist es auch die Aufgabe der Sprachwissenschaft, zu ergründen, wie die gesellschaftlichen Einstellungen gegenüber Sprache, den Sprechern von Dialekten oder anderen Varietäten das strukturelle System von Sprache bzw. das grammatische Gesamtsystem beeinflussen können. Es gibt also eine dialektal bedingte Variation in der Sprache (regionale Variation), der gegenüber Menschen – aus welchen Gründen auch immer – positive, aber auch negative Einstellungen haben. Und es gibt Variation, die sozial stratifiziert ist (durch Alter, Geschlecht, Identität, Bildung, Ethnizität). Insbesondere aus den USA gibt es hierzu einschlägige Studien, die diese Zusammenhänge eindeutig belegen. Labovs berühmte Studie von 1966 über die soziale Schichtbildung des Englischen in New York City markiert den Beginn der urban-orientierten Soziolinguistik. Zu einer holistischen Betrachtungsweise gehören

allerdings nicht nur die Beschreibungen der sprachlichen Variation in der Produktion, sondern auch eine Interpretation in der Wahrnehmung. Studien insbesondere zur Perception sozial verteilter sprachlicher Unterschiede sind in Deutschland noch nicht verbreitet, d.h. die Laborphonologie-Gruppe des ZAS nimmt bei der Erforschung des Gesamtzusammenhangs von grammatisch-strukturellem Wandel aufgrund von sozialer Variation eine Vorreiterrolle ein.

In den vergangenen zehn Jahren erst hat die sprachwissenschaftliche Forschung durch die messbaren Effekte unbewusster Zuweisung von linguistischen Merkmalen zu Sprechergruppen tiefgreifende Einsichten bezüglich der kognitiven Verarbeitung von Sprache erhalten, die selbstverständlich auch in die theoretische Modellbildung von Sprachproduktions- und Sprachverstehensprozessen einfließen. Sowohl die theoretische Grammatikforschung als auch die experimentelle Linguistik profitieren gleichermaßen von Ergebnissen in diesem Forschungsbereich: Soziophonetische Studien, die zu Beginn dieses Jahrtausends publiziert worden sind, haben sich eines experimentellen Designs bedient, das man *word-matching*-Paradigma nennt. Hierbei werden akustische Merkmale variiert, von denen man vermutet, dass sie sozial bedeutend ist.

In der Studie von Niedzielski (1999) geht es um das *Canadian Raising* – die Tendenz, Wörter mit dem Vokal [au] wie in *house, towel, about* oder *cow* wie [ou] auszusprechen (lautliche Repräsentation, nicht orthographische). Diese Aussprachevariante ist den Sprechern aus Detroit (Michigan, USA) bekannt, allerdings wird sie nur den Kanadiern zugeschrieben. Was die Probanden aus Detroit aber nicht zu wissen scheinen, ist, dass sie selbst auch diesen Vokal wie die Kanadier aussprechen. Dieser Effekt wurde für das Experiment ausgenutzt. Von einem Sprecher aus Detroit wurden Wörter wie *house, towel* etc. aufgenommen. Weiterhin wurde eine Reihe künstlicher akustischer Stimuli von [au] zu [ou] synthetisiert (künstlich hergestellt, indem man die Endpunkte eines solchen Kontinuums aufnimmt und dann Zwischenvarianten interpoliert). Dabei unterscheidet sich jedes Element in der Reihe nur in winzigen akustischen Merkmalen des Vokals vom nächsten. Nun sollten Hörer aus Detroit sich jeweils eins der aufgenommenen Wörter anhören und dann aus dem akustischen Kontinuum den Vokal bestimmen, von dem sie meinten, dass er am ehesten dem im Wort entspricht. Zwei Gruppen von Hörerprobanden wurden getestet: Bei der ersten Gruppe stand auf dem Antwortblatt das Wort »Canadian« und bei der zweiten Testgruppe stand auf dem Antwortblatt »Michigan«. Die Resultate zeigen, dass die Hörer in der Gruppe »Canadian« generell den gehörten Wörtern mehr erhöhte Vokale zugewiesen haben als die Hörer, die der Gruppe »Michigan« zugewiesen waren. Diese Ergebnisse werden damit erklärt, dass es

zu einem Perzeptuellen Divergenz-Effekt kommt, wobei identische Stimuli unterschiedlich wahrgenommen bzw. bewertet (interpretiert) werden, je nachdem, welcher Gruppe die Probanden zugewiesen waren. Ob die Probanden in der »Canadian«-Gruppe denken, sie hätten einen Kanadier gehört, und warum genau es zu diesem Effekt kommt, ist nicht klar. Sicher ist nur, dass dieser Effekt mit dem gleichen Experiment im Kontext von Australien versus Neuseeland repliziert werden konnte.

Hier allerdings ging es um die Aussprache des kurzen Vokals *i*, die das Wort *Fisch* (*yfish*) in Australien wie *fusch* und in Neuseeland eher wie *fiesch* klingen lässt. Nachdem die Ergebnisse aus den USA im australisch-neuseeländischen Kontext repliziert worden sind (Hay, Nolan & Drager 2006), haben die Autoren (Hay & Drager 2010) eine subtilere Methode gewählt, um die Probanden zu manipulieren: Anstatt auf die Antwortzettel die Wörter *Australian* oder *New Zealander* zu schreiben, haben sie einer Gruppe von Hörern kurz ein Koala-Stofftier (Nationalsymbol der Australier) gezeigt und der anderen Gruppen ein Kiwi-Plüschtier (Nationalsymbol der Neuseeländer). Auch hier wurden unterschiedliche Ergebnisse erzielt, je nachdem, welcher Gruppe die neuseeländischen Probanden zugeordnet waren. Die Autoren schließen daraus, dass dieser perzeptuelle Abweichungseffekt robust ist. Sprache wird unterschiedlich interpretiert, und zwar in Abhängigkeit davon, wen man für den Sprecher hält. Weil in diesen oben beschriebenen Experimenten jeweils nationale Grenzen bzw. benachbarte Nationalitäten die ausschlaggebenden Gruppen bezeichnen, geht man von einem Effekt aus, der die nationale Identität der Hörer anspricht.

Was aber hat das nun mit Kreuzberg, Kiezdeutsch oder dem Deutschen der Gegenwart zu tun? Eventuell lässt sich dieser Effekt auch hier innerhalb Deutschlands (manche Dialekte werden gemocht, andere nicht) oder sogar innerhalb einer urbanen Region wie Berlin (grundsätzlich negative Einstellung gegenüber der Varietät und den Sprechern) nachweisen. Dabei geht es vielmehr um sprachliche Abgrenzung und sprachliche Identität und die unbewusste Fähigkeit, sprachliche Merkmale (wenn auch selektiv) zuweisen zu können, als um ein antagonistisches Verhältnis zwischen den Sprechern von Kiezdeutsch und anderen Sprechergruppen. Dass dies sehr subtile und keine bewussten Mechanismen sind, konnte das Experiment mit den Stofftieren sehr deutlich zeigen.

Ein sprachliches Merkmal, welches stark mit Kiezdeutsch assoziiert wird und welches wir in unserer Studie (Jannedy, Weirich & Brunner 2011) ausgenutzt haben, ist die im Kiezdeutsch häufige Aussprache von *ch* als *sch* wie in *isch* anstatt *ich* oder *wirklich* anstelle von *wirklich*. Diese Alternation ist, wie schon erwähnt, perzeptuell sehr salient, also sehr auffällig. Wir haben hier im Kontext von Berlin das experimentelle Paradigma zwar etwas moder-

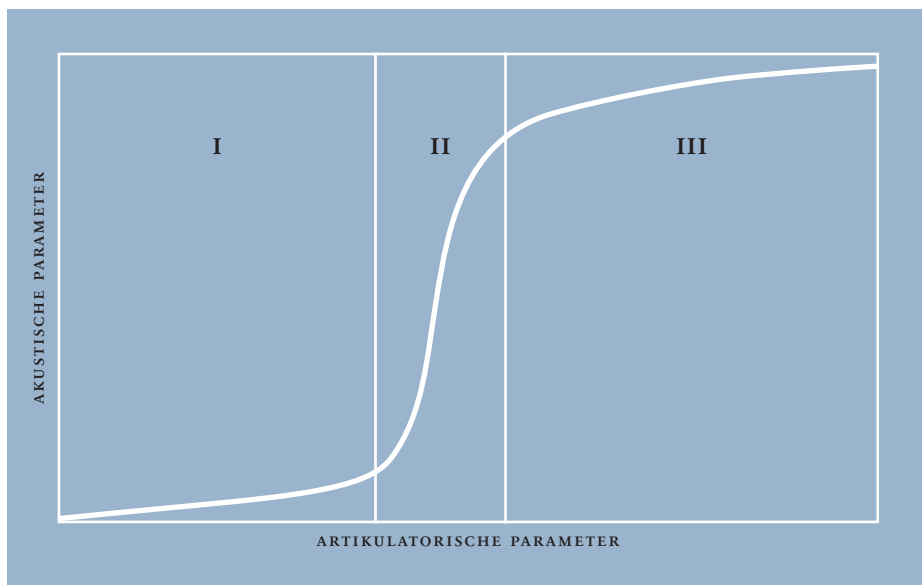


ABB 4 Diskontinuierliche Relation von artikulatorischen Parametern zu akustischen Parametern bzw. zwischen Akustik und Perception

nisiert, dabei aber auf eine schon lang erprobte Methode zurückgegriffen: das kategoriale Perceptionsexperiment. Hörer sollen in diesem Experiment entscheiden, ob sie Wort A oder Wort B gehört haben, wobei sich diese beiden Wörter nur in einem Phonem unterscheiden. Laute einer Sprache haben erst dann Phonemstatus und gehören zum Phoneminventar, wenn sie bedeutungsunterscheidend sind. So liegt der Bedeutungsunterschied zwischen *Fichte* und *fischte* lediglich in den Lauten *ch* und *sch*, d.h., diese beiden Wörter bilden ein sogenanntes Minimalpaar. Mit der Minimalpaarprobe (Vergleich von zwei Wörtern, die sich lediglich in einem Laut unterscheiden, was zu einem Bedeutungsunterschied führt) kann man also feststellen, ob zwei Sprachlaute unterschiedliche Phoneme der deutschen Sprache sind. Zwar sind *ch* und *sch* jeweils Phoneme des Deutschen, aber in der Aussprache von *ich* wie *isch* verändert sich die Bedeutung nicht. In diesem Fall ist die Aussprache von *isch* lediglich eine (allophonische) Variante von *ch*.

Das Internationale Phonetische Alphabet (Handbook 1999) beschreibt Phoneme bzw. bedeutungsunterscheidende Laute von Sprachen mit artikulatorischen Merkmalen, die 1. die Stimmhaftigkeit, 2. den Artikulationsort und 3. die Artikulationsart des Lautes angeben. So ist z.B. das *ch* ein stimmloser palataler Reibelaut. Hörer sind unglaublich gut darin, die akustischen Parameter (das, was auditiv aufgenommen wird) auf die Phonemkategorie abzubilden. Wenn man also das Minimalpaar *Fichte* und *fischte* aufnimmt und dann den Reibelaut akustisch jeweils so manipuliert, dass eine Reihe von Wörtern entstehen, die z.T. wie hybride Versionen von *Fichte* und *fischte* klingen, dann hat man die Teststimuli für ein kategoriales Perceptionsexperiment erstellt. Genauer gesagt heißt das, dass es an irgendeiner Position in

diesem Kontinuum (von *Fichte* zu *fischte*) bei der kleinsten akustischen Veränderung zu einer großen Veränderung der Bedeutung des Wortes kommt: nämlich dann, wenn perceptuell die Phonemkategorie von *ch* zu *sch* wechselt.

Diese Relation wurde in der Quantentheorie der Sprachproduktion und Sprachperzeption (Stevens 1972, 1989) beschrieben. Maßgeblich ist, dass eine nur kleine Veränderung in einem Parameter eine große Veränderung eines anderen Parameters zur Folge haben kann. Dies ist im Schaubild **ABB 4** ausgedrückt: Eine gleichbleibende Veränderung auf der waagerechten x-Achse (Bereiche I und III der Graphik) hat sowohl in der Akustik als auch in der Perzeption (lautliche Kategorisierung) einen diskontinuierlichen Sprung auf der y-Achse (Bereich II) zur Folge. Einfacher ausgedrückt bedeutet dies: 1. wenn die Artikulation über ein gewisses Maß hinaus abweicht, kann es zu großen Veränderungen im akustischen Signal kommen, 2. wenn das akustische Signal über ein gewisses Maß hinaus abweicht, kann es zu großen Veränderungen in der Interpretation des Signals kommen. Was dieses gewisse Maß ausmacht, ist sprach-, dialekt- oder auch ethnolekt- und möglicherweise auch sprecher- (bzw. Hörer-) spezifisch.

Diese perceptuelle Diskontinuität wird bei kategorialen Perzeptionsexperimenten ausgenutzt: Hörern werden in ungeordneter Reihe künstlich erstellte einzelne Wörter aus einem Kontinuum vorgespielt, die sich jeweils nur minimal in einem akustischen Parameter voneinander unterscheiden. Der Hörer hat dann die Aufgabe, für jeden gehörten Stimulus zu entscheiden, ob er *Fichte* (z.B. grüne Taste) oder bereits *fischte* (blaue Taste) gehört hat. Bei den Stimuli, die nicht eindeutig einer Kategorie zugeordnet werden können, sagen einige Hörer, dass sie *Fichte* und andere, dass sie *fischte* gehört hätten. Es gibt keine richtige oder falsche Antwort, da diese Stimuli auf der Parametergrenze **ABB 4, BEREICH II** liegen. In diesem Bereich und der damit verbundenen Frage nach der genauen Lokalisation des sogenannten Überschneidungsbereiches (*cross over point*) liegt das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse dieser Studien, welches wiederum Rückschlüsse auf den gesamten kognitiven Ablauf des Sprachprozesses zulassen.

In unserer Studie haben wir bisher 99 Studierende der Humboldt-Universität gebeten, die akustisch manipulierten Wörter anzuhören und dann nach jedem Wort so schnell wie möglich zu entscheiden, welches der beiden Wörter sie gehört haben. Dazu sollten die entsprechenden Tasten **ABB 5** auf einer sogenannten Antworttastatur (»response pad«) gedrückt werden. Blau steht für *fischte* und grün für *Fichte*, als weitere Hilfe haben wir den Tasten Bilder zugewiesen. Zusätzlich haben wir bei einigen Probanden gemessen, wie lange es gedauert hat, bis eine Taste gedrückt wurde. Maßgeblich ist, dass zwei Gruppen von Probanden

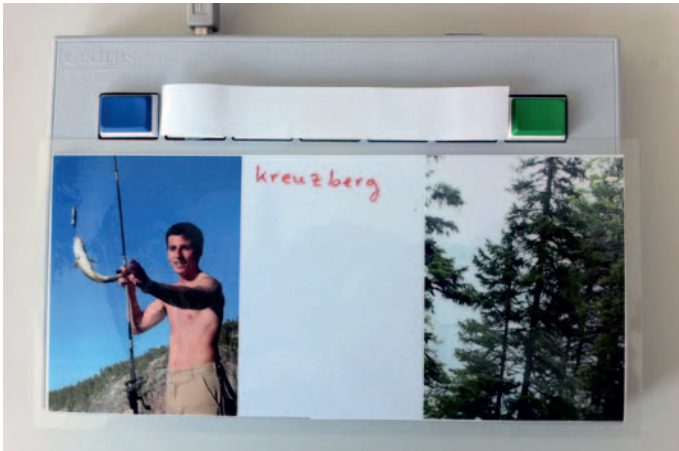


ABB 5 Antworttastatur (Response pad), links *fischte*, rechts *Fichte*, mit visuellem Stimulus ›Kreuzberg

getestet wurden: die 1. Gruppe hat das Wort *Kreuzberg* auf ihrer Antworttastatur gesehen und die 2. Gruppe hat auf der Antworttastatur das Wort *Zehlendorf* gelesen (inzwischen haben wir auch eine Kontrollgruppe getestet, die keinen Stimulus erhalten hat; die Daten sind allerdings noch nicht ausgewertet). *Zehlendorf* wurde deswegen ausgewählt, weil in einer Vorstudie, bei der wir Studierende der Humboldt-Universität zu Berlin gebeten hatten, auf schematischen Karten von Berlin und seinen Bezirken (sprachliche) Auffälligkeiten zu vermerken, *Zehlendorf* in keinem Fall markiert war.

In dem oberen Graphen [ABB 6](#) sehen wir nun die Daten für die Gruppe, die das Wort *Kreuzberg* (KB) gesehen hat und unten die Resultate für die Gruppe, die das Wort *Zehlendorf* (ZD) gesehen hat. Die Zahlen auf der waagerechten Achse sind die einzelnen unterschiedlichen Wörter, die für das Experiment generiert wurden. Die dunklen Balken sind die Zählungen für *Fichte*, die hellen die für *fischte*. In beiden Gruppen wurde also für das Wort mit der Nummer 1 fast nur *Fichte*-Wertungen abgegeben. Wenn bei einem Vergleich der beiden nebeneinander stehenden Balken der helle Balken höher ist als der dunkle, dann wurden für das Wort von allen Hörern für dieses Wort mehr *fischte*-Bewertungen abgegeben. Für die Gruppe KB (oben) ist zu sehen, dass der Überschneidungsbereich (*cross over point*), also dort, wo zum ersten Mal mehr *fischte*-Bewertungen abgegeben wurden, bei Stufe 15 des Kontinuums liegt. Obwohl beide Gruppen identische Wörter gehört haben, befindet sich dieser *cross over*-Bereich für Gruppe ZD (unten) erst bei Stufe 17. Dieser Unterschied ist statistisch signifikant und zeigt, dass Hörer, wenn sie das Wort *Kreuzberg* gesehen haben, früher und häufiger *fischte* wahrnehmen als Hörer der Gruppe *Zehlendorf*.

Es scheint somit der Fall zu sein, dass Hörer alleine durch das Lesen des Wortes *Kreuzberg* eine andere, frühere Phonemgrenze hören, als die Hörer, die *Zehlendorf* lesen. Bei der Auswertung der Reaktionszeiten für eine Gruppe von 22 Probanden zeigt sich auch, dass die Hörer in Gruppe KB mehr Zeit benötigen (1014,6 ms) als die in Gruppe ZD (901,2 ms) [ABB 7](#). Die Daten sind logarithmisiert, weil Reaktionszeiten nicht normal verteilt sind; die Rela-

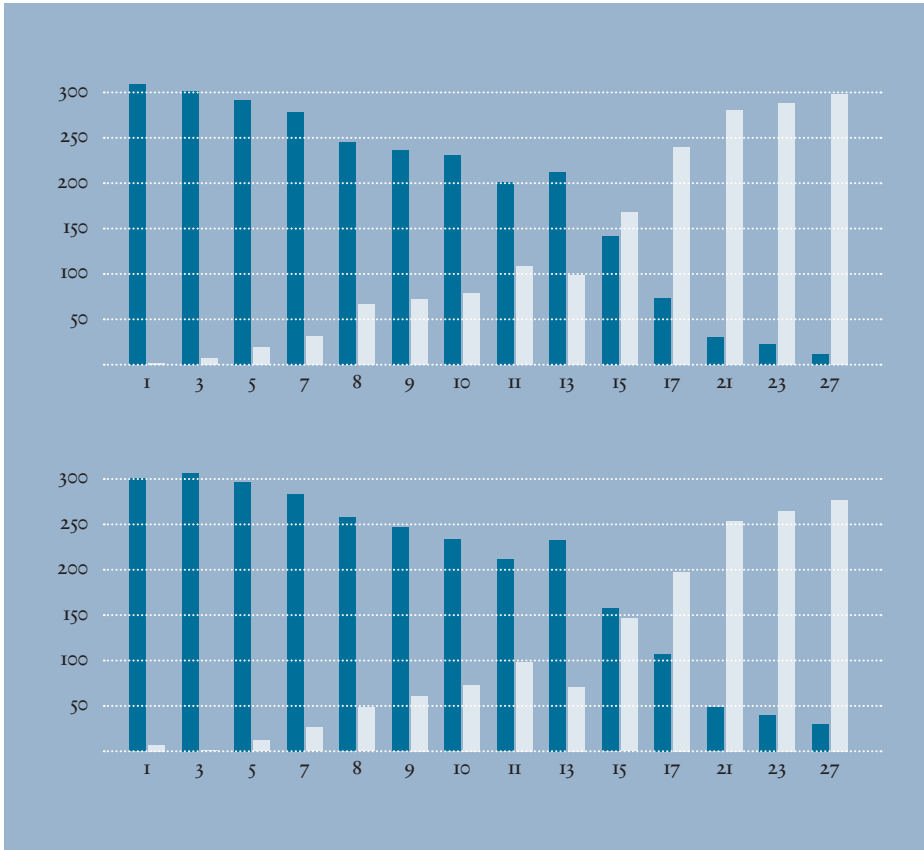


ABB 6 Hörevaluationen für jeden Stimulus für die Gruppe *Kreuzberg* (oben) und die Gruppe *Zehlendorf* (unten)

tion zwischen den beiden Gruppen ist dadurch aber nicht beeinträchtigt. Auch dieser Unterschied ist statistisch signifikant und nicht zufällig. Diese Daten implizieren, dass Hörer mehr Zeit benötigen, die Informationen zu verarbeiten (und sich zu entscheiden), wenn sie in Gruppe KB sind. Die Gründe dafür sind bisher nicht bekannt, allerdings geht man in gebrauchsbasierten Grammatikmodellen (für einen Überblick: Barlow & Kemmer 2000) davon aus, dass mit dem jeweiligen Sprachsignal auch sozialindikative und situative Informationen abgelegt werden (Foulkes 2010; Drager 2010; Jannedy & Hay 2006), die dann in der Sprachrezeption und im Sprachgebrauch jeweils abrufbar sind und verarbeitet werden.

Die Resultate deuten darauf hin, dass die Phonologie nicht so kategorial ist, wie bisher angenommen, und dass die Grenzen innerhalb des grammatischen lautlichen Gesamtsystems instabil bzw. zumindest flexibel sind. Dies ist u.U. eine Voraussetzung für Lautwandel. Hörer interpretieren Sprache im Kontext assoziierter sozialer Charakteristiken und erlernter linguistischer und unbewusster sozialer Stereotypen (Devine 1989). Es ist somit nicht

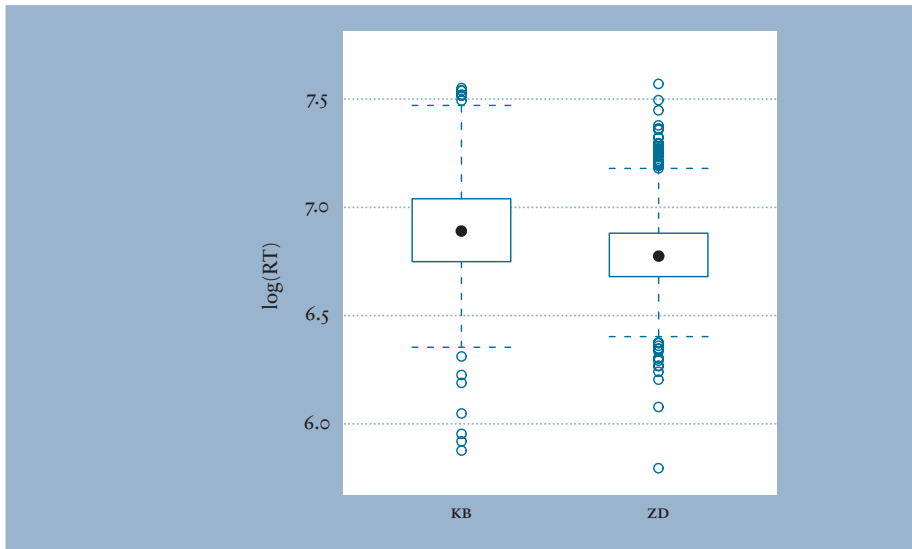


ABB 7 Mittlere Reaktionszeiten (logarithmisiert) für die Probanden in Gruppe KB (links) und ZD (rechts)

auszuschließen, dass Hörern eine wesentlich größere Rolle als Mitverursacher von Lautwandel zukommt als bisher angenommen (Ohala 1981). Das eben erwähnte Experiment zeigt ja, dass identische akustische Stimuli unterschiedlich wahrgenommen und kategorisiert werden. Dadurch kann es langfristig zu einer Neuordnung des phonologischen Gesamtsystems kommen. Die spannende Frage, wie diese sozio-kognitive Integration abläuft, worauf sie basiert, wie sie genau funktioniert und ob und wie sie rückgängig gemacht werden kann, ist (noch) nicht beantwortet. Auch lässt sich bisher nicht klären, warum eine Varietät des Deutschen geliebt und eine andere gehasst wird, egal ob es sich dabei um regional oder sozial verteilte Variation handelt. Die Antwort darauf lässt sich nicht einfach über personenbezogene Metadaten wie Alter, Herkunft, Geschlecht, Ausbildung oder Musikgeschmack ergründen, sondern hier sind subtilere Mechanismen am Werk, die es durch clevere experimentelle Verfahren zu ergründen gilt.

Zusammenfassend bleiben dreierlei Dinge zu bemerken: 1. Sprache ist einem ständigen und stetigen Wandel unterworfen; Bemühungen, die deutsche Sprache pur und frei von fremden Einflüssen zu halten, haben ihr zwar nicht geschadet, aber auch nicht genützt. 2. Es gibt eine Verbindung zwischen Sprache und sozialer Gruppenzugehörigkeit, d.h., die Einstellung Sprache bzw. Dialekten und Ethnolekten gegenüber beziehen sich in aller Regel auf das sprachliche und soziale Prestige der Varietät, das sehr eng an die Sprecher gekoppelt ist. 3. In der Wahrnehmung von Sprache sind wir auf einem guten Weg, diese unbewussten Einstellungen und Lautwandelerscheinungen mit Experimenten zu Tage zu fördern und die zugrunde liegenden Mechanismen zu beschreiben, die sich auf das gesamte grammatische System auswirken können und gesellschaftspolitische Relevanz haben.

DR. STEFANIE JANNEDY

koordiniert den Projektbereich »Laborphonologie« mit dem Schwerpunktthema »Konstituentengrenzbezogene Merkmale und Phänomene gesprochener Sprache«. Sie hat Anglistik, Amerikanistik und Germanistik an der Universität Hamburg und Theoretische Linguistik an der Ohio State University studiert und danach mehrere Jahre in den Bell Laboratories (AT&T) an sprachgenerierenden Systemen sowie im SFB 632 »Informationsstruktur« an der Humboldt-Universität zu Berlin gearbeitet. Mitte 2007 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin ans ZAS gekommen und hat dort zur Prosodie unterschiedlicher Sprachen, u. a. auch komplexer Tonsprachen gearbeitet. Das derzeitige Forschungsinteresse liegt auf konstituentenbasierten Phänomenen gesprochener Sprache, sprachlichen Varietäten, Sprachverwendung und Sprachrezeption sowie dem Einfluss von Sprachverwendung auf das grammatische System.

DANKSAGUNG

Ich bedanke mich bei Harald und den Jugendlichen von der Naunyn Ritze, die mit uns gesprochen, Tischkicker gespielt und uns die Welt erklärt haben. Auch wäre keine unserer Studien zum Thema Kiezdeutsch möglich gewesen ohne die Bereitschaft zahlreicher Probanden, denen ich hier herzlich danken möchte.

Die Hörstudie wurde in Zusammenarbeit mit Dr. Melanie Weirich, Friedrich-Schiller-Universität Jena, und Dr. Jana Brunner, Universität Potsdam, durchgeführt. Ich danke meinen Kollegen Susanne Schroeder, Susanne Fuchs, Marzena Żygis, Caroline Magister, Bernd Pompino-Marschall, Werner Frey und André Meinunger sowie meinen studentischen Hilfskräften Anna Theis, Claudia Blankenstein und Sophie Arndt für umsichtige Kommentare zu diesem Essay – Fehler und Unzulänglichkeiten dieses Aufsatzes gehen alleine auf mich zurück.

REFERENZEN

- Auer, P. (2003). ›Türkenslang‹: Ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In A. Häcki-Buhofer (Hrsg.), *Spracherwerb und Lebensalter*, 255–264. Tübingen: Francke.
- Barlow, M. & S. Kemmer (2000). *Usage Based Models of Language*. Stanford: CSLI Publications.
- Bourdieu, P. (1986). The forms of capital. In J. Richardson (ed.), *Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education*, 241–258. New York: Greenwood Press.
- Devine, P. (1989). Stereotypes and prejudice: Their automatic and controlled components. *Journal of Personality and Social Psychology* 56, 5–18.
- Drager, K. (2010). Sociophonetic Variation in Speech Perception. *Language & Linguistic Compass* 4, 473–480.
- Edwards, J. R. (1982). Language Attitudes and their Implications among English Speakers. In E. Bouchard Ryan & H. Giles (eds.), *Attitudes towards Language Variation*, 20–33. London: Edward Arnold.
- Foulkes, P. (2010). Exploring socio-indexical knowledge: A long past but a short history. *Journal of Laboratory Phonology* 1, 5–39.
- Grimm, J. & Grimm, W. (1838–1961). *Das Deutsche Wörterbuch*. Hirzel Verlag. (www.dwb.uni-trier.de)
- Hakerni, S. (2001). Aufstieg, Abstieg und Pflege einer Mundart. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 08.04.2001.
- Hay, J. & K. Drager (2010). Stuffed toys and speech perception. *Linguistics* 48 (4), 865–892.
- Hay, J., A. Nolan & K. Drager (2006). From Fush to Feesh: Exemplar Priming in Speech Perception. *The Linguistic Review* 23, 351–379.
- Handbook of the International Phonetic Alphabet* (1999). Cambridge University Press.
- Humboldt, W. von (1836). *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Cambridge University Press, 2009.
- Institut für Demoskopie (IfD) – Allensbach (2008). *Wie denken die Deutschen über ihre Muttersprache und über Fremdsprachen?* Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 10016, Februar 2008.
- Jannedy, S. & J. Hay (2006). Modelling Sociophonetic Variation, Editorial. *Journal of Phonetics* 34 (4), 405–408.

- Jannedy, S. (2010). The Usages and Meanings of ›so‹ in Spontaneous Berlin Kiezdeutsch.
In M. Weirich & S. Jannedy (eds.), *ZAS Papers in Linguistics (ZASPiL)* 52, 43–61.
- Jannedy, S., M. Weirich & J. Brunner (2011). The Effect of Inferences on the Categorization of Berlin German Fricatives. In *Proceedings of The International Congress of Phonetic Sciences (ICPhS)* 14, 962–965 Hong Kong.
- Labov, W. (1966). *The Social Stratification of English in New York City*. 1st Edition: 1966. Cambridge University Press (2006).
- Limbach, J. (2007). *Ausgewanderte Wörter*. Ismaning: Hueber.
- Limbach, J. (2008). *Eingewanderte Wörter*. Ismaning: Hueber.
- Meinunger, A. (2008). *Sick of Sick? – Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den Zweifelsfisch*. Berlin: Kadmos Kulturverlag.
- Mielke, J. (2007). *P-base*. <http://aix1.uottawa.ca/~jmielke/pbase/>.
- Niedzielski, N. (1999). The effect of social information on the perception of sociolinguistic variables. *Journal of Language and Social Psychology* 18 (1), 1–18.
- Ohala, J. J. (1981). The listener as a source of sound change. In C. S. Masek, R. A. Hendrick & M. F. Miller (eds.), *Papers from the Parasession on Language and Behavior*. Chicago: Chicago Ling. Soc. 178–203.
- Preston, D. (2010). Language with an Attitude. Nachdruck In M. Meyerhoff & E. Schleeff (eds.), *The Routledge Sociolinguistics Reader*, pp. 53–58. London: Routledge, 112–131.
- Preston, D. (1989). *Perceptual Dialectology*. Dordrecht: Foris.
- Schmidt, J.E. & J. Herrgen (Hrsg.) (2001ff.). *Wenker Atlas*. www.diwa.info.
- Sick, B. (2004). *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. Köln: KiWi Verlag.
- Spitzmüller, J. (2004). Sprache hat keinen Optimalzustand! Zitiert in Ruth Hafén, *Das Ammenmärchen vom Sprachverfall*. www.texthafen.ch/de/0200_texte/0100_details_texte.php?ID=1. Aus: *Bulletin der Credit Suisse* 3, 04, 13–15.
- Stevens, K.N. (1972). The Quantal nature of speech; Evidence from articulatory-acoustic data. In P.B. Denes and E.E. David Jr. (eds.) *Human Communication: A Unified View*, 51–66. New York: McGraw-Hill.
- Stevens, K.N. (1989). On the quantal nature of speech. *Journal of Phonetics*, 17 (1–2), 3–45.
- Trunz, E. (1981; 1996). *Johann Wolfgang von Goethe. Werke. Kommentare und Register*. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Band 6, Romane und Novellen I. Ch. Beck.
- Verein Deutsche Sprache (VDS). www.vds-ev-berlin.de; *Satzung Paragraph 2* (20.03.2012).
- Wiese, H. (2012). *Kiezdeutsch – Ein neuer Dialekt entsteht*. München: Beck.